

Von Walter Schmithals

1Kor 12,4-11

Es gibt unterschiedliche Gaben, aber es ist *ein* Geist.
Und es gibt unterschiedliche Dienste, aber es ist *ein* Herr.
Und es gibt unterschiedliche Kräfte, aber es ist *ein* Gott, der da wirkt alles in allen.
In einem jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller.
Dem einen wird durch den Geist gegeben, Worte der Weisheit zu reden.
Dem anderen wird gegeben, Worte der Erkenntnis zu reden, nach demselben Geist.
Dem dritten der Glaube, in demselben Geist.
Einem anderen die Gabe, gesund zu machen, in dem einen Geist.
Einem anderen die Kraft, Wunder zu tun.
Einem anderen prophetische Rede.
Einem anderen die Gabe, die Geister zu unterscheiden.
Einem anderen verschiedene Weisen der Zungenrede.
Einem anderen die Gabe, sie auszulegen.
Dies alles aber wirkt ein und derselbe Geist, und teilt jedem das Seine zu, wie er will.

Liebe Gemeinde,

wenn man diese Worte hört, ist man zunächst einfach geneigt, neidisch zu werden. Was muß das für eine lebendige Gemeinde gewesen sein, in der jedes Gemeindeglied etwas zum Leben der Gemeinde beiträgt. Und was für eine Fülle von Gaben kann der Apostel aufzählen. Da haben viele etwa zu sagen. ‚Worte der Weisheit‘ die einen, Worte vielleicht, die von der Erfahrung eines langen Lebens gesättigt sind. ‚Worte der Erkenntnis‘ die anderen, vielleicht Worte der Auslegung der Schrift, die auf Forschung und Studium zurückgehen. Genau können wir diese unterschiedlichen Weisen der Rede heute nicht mehr unterscheiden. Und einigen ist die Gabe der prophetischen Rede gegeben, also – und das wissen wir aus anderen Stellen der Briefe des Apostels mit Gewissheit – die Gabe, ohne Vorbereitung aus dem Geist heraus zur rechten Zeit das richtige Wort in der Versammlung der Gemeinde zu finden.

Dann gibt es die Gabe, Kranke zu heilen, und die Gabe, Wunder zu tun. Vielleicht liegt beides eng beieinander. Der eine heilt durch sein medizinisches Wissen, der andere befreit durch Gebet oder Handauflegung oder durch geistlichen Zuspruch von Leiden des Leibes und von Verirrungen und Verkrampfungen der Seele. An anderen Stellen seiner Briefe zählt Paulus auch den Dienst der Lehrer und der Küster sowie die Aufgaben der Diakone und der Verwaltung zu den Gaben des Geistes, die der Gemeinde dienen.

Angesichts dieser beneidenswerten Lebendigkeit der Gemeinde ist für uns zweierlei tröstlich. Einmal, daß Paulus auch den Glauben zu den Gaben zählt, die dem Aufbau der Gemeinde dienen. Dann hat also auch derjenige Anteil am geistlichen Dienst für die Gemeinde, der nicht anderes tut als sich aufzumachen und dabei zu sein, wenn sich die Gemeinde – damals wie heute – zum Lobe Gottes und zum Hören auf sein Wort versammelt. Dann ist also auch dies Kommen und Hören eine Gabe des heiligen Geistes, und damit gibt Gottes Geist: Seine Grenzen zu erkennen, das Vertrauen nicht auf sich selbst zu setzen, schwach sein zu dürfen, sich in Gottes Hände zu legen. Also nicht dies oder jenes zu *tun*, sondern das an sich geschehen zu lassen, was heilvoll ist und was wir nur hören können.

Und zum anderen ist tröstlich, daß es auch die Gabe gibt, die Geister zu unterscheiden. Die Fülle der Gaben kann eben auch eine Last sein, und unter die Gaben des heiligen Geistes mischen sich leicht auch viel menschliche Geister. Nicht jeder, der im Namen Gottes das Wort nimmt, sagt auch schon Gottes Wort. Und wer wüßte nicht, wie viel Menschlich-Allzumenschliches sich oft unter das Geistliche mischt. Vielleicht wäre umgekehrt auch Paulus in seinen unruhigen Gemeinden manchmal etwas neidisch geworden, hätte er davon gewußt, wie gebändigt und wohlgeordnet es in einer evangelischen Volks- und Landeskirche und ja wohl auch in der Stephanusgemeinde in allgemeinen zugeht – geistlich zugeht.

Nun wollen wir diese Überlegung nicht weiter vertiefen; denn Paulus breitet die Fülle der geistlichen Gaben ja nicht um ihrer selbst willen aus. Er hat vielmehr zunächst eine bestimmte Gabe im Blick, nämlich die Gabe, die er gegen Ende seiner Aufzählung nennt und die uns heute nicht leicht zugänglich ist: *Einem anderen sind gegeben verschiedene Weise der Zungenrede*. Worum es sich dabei eigentlich handelt, ist bis heute umstritten. Das Reden in Zungen oder – das ist wohl die bessere Übersetzung – in Sprachen – die Wissenschaft spricht von Glossolalie – ist jedenfalls ein ekstatisches Reden, und zwar ein ekstatisches Reden, das nicht ohne weiteres verständlich ist, so daß Paulus auch die Gabe erwähnt, diese Rede auszulegen, also den Hörern in verständliche Worte zu übersetzen. Paulus hält von dieser Gabe nicht viel; denn unverständliches Reden dient nicht der Erbauung der Gemeinde. Er geht später in seinem Brief an die Korinther ausführlicher darauf ein und sagt, er wolle *in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit seinem Verstand, damit ich auch andere belehre, als zehntausend Worte in Zungen*. Und wir kennen auch alle den Anfang des Hohenliedes der Liebe im folgenden 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes: *Wenn ich mit Menschen und mit Engeln redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle*.

Das sahen in Korinth einige Gemeindeglieder anders. Für sie war die Glossolie, die sie der Gemeinde vortrug, nicht nur ein geistvolles Reden des Menschen, sondern wirklich ein Reden mit Engelszungen, nämlich ein Reden in der himmlischen Sprache des Geistes, und nur, wer dieses Reden beherrschte, zeigte, daß er wirklich ein Geistesmensch war. Darum erhoben sich diese Glossolalen, die Zungenredner, über die übrige Gemeinde, und Paulus wird nicht müde, ihren Hochmut zu tadeln. Zu Anfang unseres Abschnittes tut er dies in fast feierlichen, jedenfalls wohlgesetzten Worten, in denen er sich nacheinander auf den heiligen Geist, den Herrn Christus und auf Gott den Vater bezieht:

Es gibt unterschiedliche Gaben, aber es ist ein Geist.

Und es gibt unterschiedliche Dienste, aber es ist ein Herr.

Und es gibt unterschiedliche Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen.

In einem jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller.

Das ist deutlich: Es gibt viele Gaben, und es gibt viele unterschiedliche Gaben, aber sie sind alle *eines* in dem einen Gott, dem einen Herrn, dem einen Geist. Und *jede* Gabe dient dem Nutzen aller, nämlich der Auferbauung der Gemeinde, die spektakuläre Gabe der Glossolie, wenn sie denn übersetzt wird, ebenso wie die schlichte Gabe des Glaubens. Darum kann sich niemand über den anderen erheben. Es gibt in der Gemeinde nicht Geistliche und Ungeistliche.

Wir könnten dem nun nachsinnen im Hinblick darauf, daß Luther und die anderen Reformatoren deshalb mit Nachdruck vom Priestertum aller Gläubigen gesprochen haben. Zwischen Gott und dem Menschen steht keine irdische Instanz, keine menschliche Autorität, die uns allererst den Zugang zu Gott eröffnet. Jeder, der aus der Taufe gekrochen ist, sagte Luther in seiner anschaulichen Sprache, ist ein Priester – unbeschadet dessen, daß die Gemeinde Einzelne mit der Wahrnehmung besonderer Aufgaben beauftragt, also zu einem bestimmten Dienst ordiniert, und wir könnten uns dann über die Gedankenlosigkeit wundern, wenn auch in der evangelischen Christenheit nicht selten von *Geistlichen* gesprochen wird, als ob es sich dabei um herausgehobene Amtsträger handelte, wobei doch alle lebendigen Glieder der Gemeinde ein geistliches Amt haben. Und wir könnten bedenken, daß das, was evangelische und katholische Christen trennt, längst nicht mehr die Wahrheit des Evangeliums ist, sondern das Amtsverständnis, weil Papst, Bischöfe und Priester ein geistliches Regiment wahrnehmen, das den Laien verschlossen ist, also eine Ordnung in der Kirche aufrichten, die dem Neuen Testament noch ganz fremd ist, das keine Unterscheidung von Geistlichen und Ungeistlichen in der Gemeinde kennt.

Aber wir wollen heute die so wohlgesetzten Worte des Paulus lieber in einer anderen Hinsicht bedenken:

Wenn Paulus schreibt:

Es gibt unterschiedliche Gaben, aber es ist ein Geist.

Und es gibt unterschiedliche Dienste, aber es ist ein Herr.

Und es gibt unterschiedliche Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen.

dann heißt das, daß der Geist Gottes das Unterschiedliche gleich macht. Oder, wenn wir den Gedanken von der Gemeinde auf die Menschheit ausweiten: Vor Gott sind die Ungleichen gleich.

Was bedeutet es, daß der Geist Gottes das Unterschiedliche gleich macht, daß vor Gott die Ungleichen gleich sind? Es bedeutet jedenfalls nicht, daß die Unterschiede zwischen uns Menschen verschwinden. Es gibt in der Gemeinde unterschiedliche Gaben, unterschiedliche Dienste, unterschiedliche Kräfte. Es gibt unter den Menschen überhaupt alle jene Unterschiede, die wir oft als ungerecht empfinden. Manche empfinden selbst die Unterschiede der Geschlechter ungerecht oder die Unterschiede zwischen Alt und Jung. Aber ist es nicht wirklich ungerecht, daß der Eine begabt, der andere unbegabt ist, der eine in einer glücklichen Familie aufwächst, der andere in Einsamkeit oder unter Streit, daß der eine sich keine Sorgen um sein Auskommen machen muß, der andere aus seinen Sorgen nie herausfindet? Der eine ist gesund, der andere krank oder behindert, der eine muß früh, der andere darf alt und lebenssatt sterben. Diesem widerfährt Treue und Vertrauen, jener erfährt Untreue und Mißtrauen. Dieser ist geschickt, jener hat zwei linke Hände. Die einen strotzen vor Lebensmut, andere sind gefangen in ihren Depressionen. Ob die Demonstranten, die auf unseren Straßen von den Politikern Gerechtigkeit anfordern, damit etwas politisch Sinnvolles tun, darüber kann man streiten. Aber ihre Klage, daß die Welt voller Ungerechtigkeiten ist, kann man verstehen, auch wenn man nicht über unsere Grenzen hinaus nach Afrika oder Südamerika blickt. Einst hat Karl Marx, von dem noch viele Denkmäler in unserer Stadt zu sehen sind, behauptet, daß die Unterschiede zwischen den Menschen nur durch die gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgerufen werden. Würden diese Verhältnisse geändert werden, dann würden die Unterschiede zwischen den Menschen verschwinden und es ginge endlich gerecht zu auf dieser Welt. Welche Schrecken dieser Versuch der Gleichmacherei über viele Völker gebracht hat, liegt heute vor unseren Augen.

Schon vor ihm hatte die französische Revolution *beides* auf ihre Fahnen geschrieben: Freiheit *und* Gleichheit, also die Freiheit des Menschen, er selbst in allen seinen Besonderheiten und Eigenarten zu sein, und die Gleichheit, die argwöhnisch darauf achtete, daß niemand sich aus der Masse emporhebt. Am letzten 1. Mai lautete eine Parole auf unseren Straßen: Frei, gleich, gerecht. Das klingt gut: Wenn alle frei und alle gleich sind, haben wir eine gerechte Welt. Aber das ist heute und war seit je ein untauglicher Versuch, Feuer und Wasser zu versöhnen. Diese Gerechtigkeit ist ein Widerspruch in sich. Ein deutscher Reim sagte, als die französische Revolution Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahnen schrieb:

Freiheit und Gleichheit, welch Unverstand!

Die tödlichsten Feinde zusammengespannt.

Alles wird ungleich, entwickelt sich's frei.

Gleichheit bedarf der Tyrannei.

Es bleibt also dabei, so schmerzlich es sein mag: Es gibt unterschiedliche Gaben und darum alle Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, die damit verbundenen sind. Aber es gibt einen Geist, sagt der Apostel. Und das heißt: Alle diese Ungerechtigkeiten werden, um es mit einer anderen biblischen Sprache zu sagen, hineingenommen in die Gerechtigkeit Gottes.

Gottes Gerechtigkeit: Das ist Gottes Recht, das Ungleiche nicht gleich zu machen, es aber wohl als gleich anzusehen. Wir wissen, wie tief Luther diese Erfahrung am Beispiel der Sünde durchgekämpft hat, bis ihm aufging, daß alle die unterschied-

lichen Menschen ohne Unterschied auf die Gnade Gottes angewiesen sind, die großen Gerechten sowohl als auch die großen Sünder. Gottes Gnade macht uns Ungleiche gleich. Nicht gleich schuldig, wohl aber gleich demütig; nicht gleich stark, wohl aber gleich schwach; nicht gleich in unseren Werken und Taten, aber gleich in dem Bekenntnis: Gott sei mir Sünder gnädig. Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, leugnet nicht unsere Unterschiede, aber sie orientiert sich daran, daß wir ohne Unterschied nicht *unsere* Urteile zum letzten Maßstab machen, sondern Gottes Urteil: Laß dir an meiner Gnade genügen.

Es liegt am Tage, daß diese göttliche Gleichheit auf unsere Ungleichheiten zurückwirkt. Dazu ist noch dreierlei zu sagen.

Erstens: Gottes Gerechtigkeit schlägt den Stolz auf unsere eigene Gerechtigkeiten nieder und erlaubt nicht, daß sich einer über den anderen erhebt. Das ist ja der Anlaß, der Paulus zur Feder greifen läßt. Die Zungenrede ist *eine* Gabe, und wenn sie der Erbauung der Gemeinde dient, ist sie eine gute Gabe. Aber sie darf nicht zum Anlaß werden, daß derjenige, der diese Gabe besitzt, sich über die anderen Glieder der Gemeinde erhebt. Dies gilt nicht nur in der christlichen Gemeinde, sondern unter allen so unterschiedlichen Geschöpfen Gottes. Wem viele Talente gegeben sind, braucht diese nicht zu verstecken. Aber er hat keinen Grund, sich aufzublähen, wohl aber allen Grund, dankbar zu sein und nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben, also das Lob, das ihm zuteil wird, weiterzugeben an den Geber aller guten Gaben.

Zweitens: Gottes Gerechtigkeit erlaubt uns, mit den Gaben zufrieden zu sein, die uns zuteil wurden. Gottes Gerechtigkeit vertreibt Neid und Mißgunst angesichts der Ungerechtigkeiten dieser Welt, also, wie die Bibel sagt, die Wurzel alles Übels. Ich brauche mich nicht an den Anderen zu messen, sondern darf auf das mir zugeteilte Maß blicken. Die Frage ist nicht mehr, warum der Andere so viel mehr an Gaben, Chancen und Talenten hat - oder auch so viel weniger -, sondern wie ich mit dem, was mir gegeben wurde, umgehe. Das, was mir nicht gegeben wurde, habe ich nicht zu verantworten, wohl aber das, was ich an Gaben besitze. Insofern darf und soll jeder auf das Seine blicken, nicht auf das des Anderen, und sich so Gottes Gerechtigkeit anvertrauen. Und sich an Gottes Gnade genügen lassen

Damit ist das auch Dritte schon angesprochen: *Gleichheit* brauchen und sollen wir nicht erstreben. Aber wer verantwortlich mit dem umgeht, was ihm an Gaben gegeben ist, wird angesichts der Unterschiede unter den Menschen auf *Ausgleich* bedacht sein. Mit allen Gaben sind auch Aufgaben verbunden, und wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt, heißt es in Jesu Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. Wie groß diese Aufgabe des Ausgleichens ist, wird uns täglich vor Augen geführt, wenn wir die Kluft zwischen den reichen Ländern und den armen Weltteilen beobachten oder zwischen dem Westen und dem Osten unseres eigenen Vaterlandes. Solche großen Klüfte zu überbrücken, geht über unsere eigenen kleinen Kräfte. Aber im alltäglichen Leben unsere Gaben einzusetzen für unsere Nächsten und beides, im Nehmen und Geben, auszugleichen, was an Ungleichheiten schmerzt, dazu verpflichtet uns die Gerechtigkeit Gottes, die für uns ungleiche Menschen die eine und gleiche ist, und dazu fehlt es nie an Gelegenheit.

Paulus sagt dies alles im Blick auf die christliche Gemeinde, ihre Gaben und Aufgaben, und darum sind seine Worte wohl zu bedenken auch im Hinblick auf die in der Stephanusgemeinde wirksamen Dienste und Gaben, die alle der *eine* Geist wirkt. Und was da ggf. konkret zu bedenken ist, muß die Gemeinde selbst wissen und beachten. Wir haben heute Morgen diese pfingstliche Botschaft ausgeweitet in unser alltägliches Leben hinein, und wir haben dem oft gedankenlosen Gerede, vor Gott seine alle Menschen gleich, entgegengehalten, daß wir auch vor Gott zuerst ungleich sind und daß wir *wir selbst* sein dürfen und sollen in aller Unterschiedlichkeit und Besonderheit und Individualität und fern von aller Gleichmacherei, wie wir denn von ihm in der Taufe bei *unserem* Namen gerufen sind, daß wir aber dort, wo wir auf alle Selbstgerechtigkeit verzichten und uns der Gerechtigkeit Gottes anvertrauen, bekennen dürfen, daß vor Gott kein Ansehen der Person ist.